

Das Ende der Mehrsprachigkeit und die Einsprachigkeit des Anderen: Die Sprachlandschaft Paul Celans

„An Zweisprachigkeit in der Dichtung glaube ich nicht. [...] Dichtung – das ist das schicksalhaft Einmalige der Sprache.“

Dass man bei seinem Debut in Deutschland während eines Treffens der Gruppe 47 im Mai 1952 das gute Deutsch des 1920 in der Bukowina geborenen und seit 1949 in Frankreich ansässigen Paul Celan explizit hervorhob, bestätigte nur die Strategie der Einsprachigkeit, die der polyglotte Dichter bis zu seinem Freitod im Frühjahr 1970 in seinen Gedichten verfolgte. Während gegenwärtig mehrsprachige Autoren besondere Aufmerksamkeit und Anerkennung in ihren Bemühungen finden, eine dezidiert exophone Literatur zu generieren, fällt bei Autoren, die wie Celan oder Elias Canetti in der vielsprachigen Atmosphäre der ehemals Habsburger Provinzen aufgewachsen waren und die wie Celan oder Erich Fried die längste Zeit ihres Lebens in einem allophonen Sprachraum verbrachten, heute eher überraschend auf, wie unbedingt sie neben einer oft umfangreichen Übersetzertätigkeit an der Einsprachigkeit ihres dichterischen Oeuvres festhalten. Celan selbst hat dies 1961 programmatisch zum Ausdruck gebracht, ja, bereits in einem seiner ersten Interviews Mitte der 50er Jahre seine Sprachkompetenz im Rumänischen sogar explizit geleugnet.

Der Vortrag will dieses, für das Werk Celans charakteristische und zugleich für seine Epoche paradigmatische Phänomen von zwei Seiten her beleuchten: einmal im historischen Rückblick auf das im 20. Jahrhundert vollzogene Ende der Mehrsprachigkeit im östlichen Teil Europas, und zum zweiten im Vergleich mit der von Jacques Derrida 1996 aus französischer Perspektive formulierten These von der „Einsprachigkeit des Anderen“. Die historischen Gründe für das Ende der Mehrsprachigkeit liegen auf der Hand. Mehrsprachigkeit war nicht die Devise der Herrschenden. Mehrsprachig agierten in den Vielvölkerstaaten des ehemaligen Habsburger Reiches eher die nichtprivilegierten Schichten; mehrsprachig war in einem besonderen Sinne der jüdische Teil seiner Bevölkerung. Was heute als kultureller Vorteil gelten mag, wurde ihm schließlich zum Verhängnis: die Malifizierung von Mehrsprachigkeit als Vielzüngigkeit, mangelnde Sprachkompetenz und fehlende Authentizität reihte diese in den Katalog antisemitischer Stereotypen ein; umgekehrt erforderte die Assimilation maximale sprachliche Anpassung: Einsprachigkeit.

Während der junge Derrida das Verbot des Gebrauchs des Französischen, das den in Algerien lebenden Juden 1943 auferlegt wurde, als existentiell einschneidendes Verdikt erlebte, das die Urszene seiner späteren Auseinandersetzung mit Sprache und Schrift bildet – Derrida sprach nur diese eine Sprache, die er seither nie mehr als „die eigene Sprache“ ansprechen konnte –, wurde für Celan die deutsche Sprache zur *conditio sine qua non* für jenen Auftrag, den er 1948 in einem Brief an Verwandte in Israel anlässlich der Staatsgründung formulierte: ihm sei auferlegt, so argumentiert er dort, „das Schicksal jüdischer Geistigkeit in Europa zu Ende zu denken“.

Celans programmatische Einsprachigkeit ist das Bekenntnis zur deutschsprachigen Kultur und Geschichte innerhalb Europas, der er sich zugehörig fühlte und der er sich mit seinem Werk einschrieb. Sie ist des weiteren der zunehmend verzweifelte Versuch, den Enteignungsinteressen seiner Gegner – den Nationalsozialisten, die sein Volk auszulöschen suchten; den Antisemiten, die es verleumdeten; den Anhängern des Plagiatsvorwurfs, die ihm persönlich seit dem Erscheinen seines ersten Gedichtbands zusetzen – auf paradigmatische Weise zu widerstehen. Gerade deshalb, so das Argument des Vortrags, halten seine Texte an der einen, der deutschen Sprache fest – und entfalten zugleich innerhalb dieser einen Sprache eine Vielfalt an Formen sprachlicher Polyphonie in bis dahin nicht gekanntem Ausmass. Sie umfasst u.a. Polysemien, die Integration von Fachsprachen, Sprachgrenzen überschreitende Wortspiele, intertextuelle Bezugnahmen und Ironie. In dieser von Polyphonie gesättigten Einsprachigkeit vermag Celan schließlich den Erinnerungsraum einer kulturell vielfältigen Landschaft zu re-generieren, die es letztlich nur innerhalb der Sprache selbst geben kann.

CHRISTINE IVANOVIC, Dr. phil. habil., Privatdozentin an der Ruhr-Universität Bochum. – Geboren 1963 in Karlsruhe, Studium der Germanistik, Slawistik und Philosophie in Duke (N.C., USA), Erlangen und Belgrad; Promotion in Komparatistik (1995) sowie Habilitation (2008) in Erlangen; 2003 - 2011 als Gastprofessorin an der Universität Tokyo tätig, daneben weitere Gastprofessuren in Japan, den USA sowie an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Komparatistik, Intertextualität, Intermedialität.